

Priester und Mission

Von Exzellenz Bischof Dr. Johannes Pohlschneider, Aachen *

Es ist mir eine ganz besondere Freude, heute in diesem erlauchten Kreise führender Ordensobern und -oberinnen weilen und mich mit ihnen über ein Anliegen unterhalten zu können, das im Mittelpunkt unseres Glaubens und Denkens steht und dem unser aller Sorgen und Lieben gilt.

Aber auf der anderen Seite — das kann ich nicht verhehlen — ist mir doch die Vorbereitung auf das Thema „Priester und Mission“ einigermaßen schwer gefallen; denn ich hatte das Gefühl, daß es hier nicht nur um ein Problem geht, das so alt ist wie die Kirche Christi selbst, sondern daß die meisten von Ihnen mit den hier anstehenden Fragen konkreter in Berührung stehen als ich und daß ich Ihnen daher nicht viel Neues sagen kann.

I.

Ihnen brauche ich kaum zu sagen, daß ein Priester ohne Interesse für die Missionierung der Welt eine „*contradictio in terminis*“ wäre, daß ein solcher Priester einfach seinen Beruf verfehlt hätte.

Schon im Alten Bunde hatte Gott durch den Propheten Isaias verkünden lassen: „Es kommt die Zeit, da alle Völker und alle Zungen sich versammeln; sie werden kommen und meine Herrlichkeit schauen“ (Is 66, 18). Und wiederum lesen wir bei demselben Propheten: „Zu wenig ist es, daß du mein Knecht nur bist Ich mache dich zum Licht der Heidenvölker, damit mein Heil bis an die Grenzen der Erde reiche“ (Is 49, 6). „Gott will, daß alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen“ (1 Tim 2, 4), dieser Satz des Apostels steht als fundamentales Leitwort über der ganzen Heilsgeschichte des Alten und Neuen Testaments. Dieser Satz beinhaltet den Sinn des Erlösungswerkes, das der Sohn Gottes vollbrachte. Zu diesem Zweck ist Christus Mensch geworden. Darum wandert er unermüdlich über die sonnenverbrannte Erde Palästinas von Galiläa bis Judäa. Darum lehrt er in den Dörfern und Städten. Und es klingt wie der Aufschrei seiner mitfühlenden Seele, wenn er angesichts der elenden und verwahrlosten Volksscharen, die einer Herde ohne Hirte gleichen, ausruft: „Die Ernte ist groß; aber der Arbeiter sind wenige. Bittet also den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!“ (Mt 9, 35 ff).

* Der Vortrag wurde auf der Mitgliederversammlung des Katholischen Missionsrates am 15./16. 6. 1961 in Würzburg gehalten.

In unmittelbarem Anschluß an diese Worte berichtet der Evangelist Matthäus über die Auswahl der Apostel und ihre Aussendung in die missionarische Arbeit. Zunächst sollten sie freilich die Frohe Botschaft nur den Juden verkünden. Aber später weitete er ihr Missionsfeld aus. „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie“ (Mt 28, 19, 20). Mögen die Apostel anfangs diesen allumfassenden Missionsbefehl noch nicht in seiner ungeheuren Tragweite begreifen, so verheißt der Herr ihnen doch in den letzten Minuten vor seiner Himmelfahrt nochmals den Heiligen Geist und fügt hinzu: „Ihr sollt meine Zeugen sein in Jerusalem, in ganz Judäa und Samaria, ja bis an die Grenzen der Erde“ (Apg 1 8).

Wir wissen, wie ernst die Apostel es vom Zeitpunkt der Herabkunft des Heiligen Geistes an mit dem Missionsauftrag genommen haben. „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde“ (1 Kor 9, 16), diese drängende Unruhe in der Seele des heiligen Paulus trieb auch die übrigen Apostel. Sie betrachteten es als ihre heilige Gewissenspflicht, über Meere und Länder zu eilen, die christliche Heilsbotschaft vor „Heiden und Könige“ zu tragen und schließlich für die Wahrheit des Evangeliums in den Tod zu gehen.

Es liegt in der Natur des göttlichen Erlösungswerkes, daß der Missionsauftrag der Kirche für alle Zeiten gilt und niemals zurückgenommen wird. „Die Wahrheitsfülle des christlichen Glaubens“, hat Kardinal Faulhaber einmal gesagt (Rufende Stimmen in der Wüste der Gegenwart, 48), „gehört wie die Sonne allen Völkern, und kein einzelnes Volk kann sagen: Ich allein wandle im Licht.“ „Es ist etwas Großes und Gewaltiges um den Missionswillen (der Kirche); er ist zu vergleichen mit dem Schöpfungswillen. Dieser erneuert das Antlitz der Erde in ihrer körperlichen Umbildung, jener bildet neue Geisteswelten als immer neu eroberte Provinzen des Reiches Gottes“ (Bartmann, Christus 351). Auftrag und grundsätzlicher Wille der Kirche zur Missionierung bleiben also immer wesentliche Merkmale des Reiches Gottes auf Erden.

II.

Aber dennoch dürfen wir eins nicht übersehen: Auch in der Geschichte der Kirche gibt es Zeiten, in denen weite Kreise des Gottesvolkes, und zwar nicht nur Laien, sondern auch Priester, in Gefahr sind, den Versuchungen zur individuellen und kollektiven Egozentrik zu erliegen. Zeiten der Ruhe, des Wohlstandes, Zeiten, in denen die Kirche äußerlich gefestigt dasteht, bringen ohne Zweifel die Gefahr der Erschlaffung, manchmal sogar die Degeneration mit sich. Die Masse der Christen ist dann versucht, sich als das auserwählte Volk zu fühlen, sich selbst zu genügen und die Verantwortung gegenüber den in

der Finsternis des Unglaubens lebenden Völkern zu vergessen. Es kommt vor, daß auch Priester und Ordensleute dieser Kurzsichtigkeit und Engbrüstigkeit erliegen, daß sie nur ihren Kirchturm sehen oder nur auf das Wohl ihrer Gemeinschaft bedacht sind und kein Verständnis haben für den allumfassenden Missionsauftrag Christi und die universalen Anliegen der Kirche. Nicht ganz selten müssen wir es erleben, daß einzelne Priester sich hochherzigen Laien, die sich dem Dienste Gottes und der Seelen weihen wollen, hemmend in den Weg stellen und ihren Idealismus lähmen. Papst Pius XII. hat seinem Schmerz über diese betrübliche Tatsache einmal Ausdruck gegeben bei einem Kongreß weiblicher Orden: „Heute müssen Wir uns . . . an alle die Priester und Laien, Prediger, Redner und Schriftsteller wenden, die kein Wort des Lobes mehr für die Christus geweihte Jungfräulichkeit haben . . . Sie gehören zu den Hauptschuldigen an einem Sachverhalt, von dem Wir nur mit Trauer reden können“ (Herder-Korrespondenz VII, 1952, 53).

Aus dieser Sorge heraus wurde vor einiger Zeit ein im Auftrage der Propaganda-Kongregation erarbeitetes Votum „De vocationibus missionalibus fovendis“ herausgegeben, das in eindringlicher Weise an den Missionsauftrag der Kirche und an die seelsorgliche Not in den Heidenländern erinnert. Auch heute, so heißt es dort, müssen die Missionare in den bekannten Hilferuf einstimmen, den einst der Apostel Paulus in Troas in Kleinasien bei einer nächtlichen Vision aus dem Munde des Mazedoniers vernahm: „Komm herüber . . . und hilf uns“ (Apg 29, 9).

III.

„Ja, kommt herüber und helft uns“, dieser Notruf hat ohne Zweifel seine ganz besondere Berechtigung gerade in unserer Zeit, die wir ohne Übertreibung als eine Schicksalsstunde in der Geschichte der Völker bezeichnen dürfen.

Es klingt beinahe wie eine abgegriffene Redensart, wenn wir sagen, daß unser Zeitalter durch eine noch nicht dagewesene Unruhe gekennzeichnet, daß die Welt in Bewegung geraten ist. Dennoch ist es wahr — und wir müssen uns diese aufrüttelnde Tatsache immer wieder in die Seele rufen. Vielleicht kommt uns die Tatsächlichkeit dieser Zeitsituation besonders greifbar zum Bewußtsein, wenn wir uns etwa in die Lage von Kennedy, dem Präsidenten der USA, versetzen. Was haben wir Europäer uns in früheren Zeiten viel um die Reden und Taten des Präsidenten von Nordamerika gekümmert? Jetzt hören und lesen wir jeden Tag von ihm: in der Presse, im Rundfunk und im Fernsehen. Die Welt ist unbeschreiblich klein geworden, und die Schicksale aller Völker der Erde sind ineinander verzahnt. Ich stelle mir nun vor, wie Präsident

Kennedy gleichsam an einem Seismographen sitzt und all die Erschütterungen verfolgt, die sich laufend irgendwo auf der Welt bemerkbar machen. Ja, die Völker sind unruhig geworden.

Angola, Algerien. Der schwarze Kontinent ist aus dem Traume erwacht und sieht sich plötzlich hineinversetzt in ein neues Zeitalter. Die Völker hören von den Wundern der Technik und des modernen Lebens, sie rufen nach Unabhängigkeit, sie stürzen alte, vielfach wirklich überlebte Ordnungen und beginnen, gleichsam wie einst die Bewohner von Babel, aus eigener Kraft einen Turm zu bauen ohne hinreichende moralische, geistige und religiöse Voraussetzungen. Die Folge ist ein maßloses Durcheinander und die Gefahr, daß sie den Mächten des Nihilismus in die Arme fallen.

Denken wir an Asien! Die Krise in Laos ist ja nur ein winziges Symptom der ungeheuren gesellschaftlichen und geistigen Bewegung, die diesen Kontinent erfaßt hat, in dem die Hälfte der Menschheit wohnt.

Sibirien, China mit 600 Millionen Menschen, Nord-Korea und Nord-Vietnam sind bereits dem Kommunismus verfallen. Die übrigen asiatischen Länder sind ernsthaft bedroht, auch Indien mit seinen 400-500 Millionen Menschen; in dem dichtbevölkerten Staat Kerala wählten 42 % kommunistisch.

Denken wir auch an die politischen Unruhen in Südamerika, von Kuba über Venezuela bis Argentinien. Ich glaube, Papst Pius XII. hat einmal gesagt, wenn er an Südamerika denke, könne er nicht mehr schlafen.

Wer wollte es leugnen, daß die Welt unserer Tage zu einem brodelnden Vulkan geworden ist und daß wir alle am Rande dieses Vulkans über einen schmalen Grat wandeln und in Gefahr sind, selbst von einem ausbrechenden Feuer erfaßt und in die Tiefe gerissen zu werden.

Doch sprechen wir nicht von uns, sondern denken wir an die Völker, die am Wendepunkt ihrer Geschichte stehen. Es ist ganz sicher: Es gibt für sie nur eine Rettung vor einer unheilvollen Entwicklung, es gibt für sie nur eine Hoffnung auf eine einigermaßen glückliche Zukunft: das ist die Wahrheit des Evangeliums, die Erlösung durch die Heilsgnade Christi.

Wenn wir die Frage aufwerfen, wie die Welt am Ende dieses Jahrhunderts aussehen wird, dürfen wir die rasche Vermehrung der Erdbevölkerung nicht unberücksichtigt lassen. Die Weltbevölkerung wächst in einem sich überstürzenden Tempo. Im Jahre 1650 zählte die Erde etwa 600 Millionen Bewohner. Im Jahre 1959 waren es 2,8 Milliarden. Jede Sekunde etwa wird ein Mensch geboren. Für das Jahr 2000

rechnet man mit einer Weltbevölkerung von 5,6 Milliarden, also mit einer Verdoppelung der Menschheit innerhalb 40 Jahren. Die Hälfte der Menschen lebt in Asien. Die Statistiker errechnen für das Jahr 2000 allein für China eine Milliarde Menschen.

Diese rapide Bevölkerungszunahme bringt nicht nur politische Gefahren mit sich, sie wirft nicht nur bis jetzt noch fast unlösbar erscheinende Probleme der Ernährung auf, weil ja die Produktion von Lebensmitteln nicht so schnell wächst wie die Bevölkerung, — wir sehen uns jetzt ja nicht mehr wie früher einzelnen lokal begrenzten Hungersnöten in bestimmten Ländern, sondern einer allgemeinen, schleichenden Unterernährung, von der 70-80 % der Menschheit erfaßt sind, gegenüber — diese atemberaubende Bevölkerungszunahme stellt auch die Kirche vor riesengroße missionarische Aufgaben. Es wäre nie wieder gutzumachen, wenn sie in dieser Schicksalsstunde versagen sollte.

Und noch eines kommt hinzu. Die Mächte der Finsternis sind mit einem wohl noch nicht dagewesenen Aufgebot auf den Plan getreten. Sie ringen an allen Fronten, sie schüren den Unfrieden in allen Kontinenten; mit allen Mitteln der Lüge, der Verstellung, der Intrige führen sie ihren diabolischen Kampf nicht nur um die politische Macht, sondern letzten Endes um die unsterblichen Seelen der Menschen, insbesondere der Jugend.

Für die Aktivität des Kommunismus hier ein paar Beispiele, die uns gleichzeitig vor den für die Zukunft heraufsteigenden Gefahren erschrecken lassen. In jüngster Zeit hat man in Moskau auf Initiative der Moskauer Staatsuniversität und anderer Hochschulen einen Klub junger Atheisten ins Leben gerufen, der es sich zur Aufgabe macht, systematisch den Unglauben unter der studierenden Jugend und dem Volke zu verbreiten (vgl. KNA-Inf. Nr 14, 4. April 1959).

In Odessa am Schwarzen Meer wurde ein eigenes „Haus der Atheisten“ gegründet, das den Kampf gegen Gott aufnehmen soll (vgl. Mitteilung im Digest des Ostens, Juli 1959, S. 45).

In der deutschen Sowjetzone verfolgen die Jugendweihen dasselbe Ziel. Im Sommer 1959 übertrug das Ostberliner Fernsehen eine Feierstunde der Jugendweihe aus Rostock. Ein Vizeadmiral der Marine hielt dabei die Festrede. Er forderte die Weihlinge auf, nicht „an überkommenen Dingen“ zu hängen, und dann wurde den „Jugendgeweihten“ das atheisstische Standardwerk „Weltall-Erde-Mensch“ überreicht (vgl. KNA, 24. März 1959).

In China hat man den Kampf gegen den Glauben in den Seelen der Kinder durch die Einrichtung von Kindergärten aufgenommen. Im Jahre 1957 wurden durch diese Kindergärten reichlich eine Million Kinder er-

faßt. Ende 1958 waren es bereits 24 Millionen. Im Laufe der folgenden Jahre will man durch Einrichtung neuer Kindergärten alle rund 100 Millionen chinesische Kinder zwangsweise staatlich betreuen und in der materialistischen Weltanschauung erziehen.

In Dnjepropetrowsk ist, wie die sowjetische Zeitung „Robitnytscha Gazeta“ in Kiew im März 1960 berichtete, eine atheistische Universität gegründet worden. Die Ausbildung „in Atheismus“ dauert in dieser Anstalt zwei Jahre. Zu Ende eines jeden Jahres haben die Studierenden eine Prüfung abzulegen. Wie weiter bekannt wurde, ist jetzt an allen sowjetischen Hochschulen das Fach „Grundlagen des Atheismus“ obligatorisch geworden. Alle Studenten des vierten Studienjahres sind verpflichtet, diese Vorlesungen zu hören. Ein offizielles sowjetisches Schulnachrichtenblatt kommentierte die Einführung mit der Bemerkung, daß durch den Besuch dieses Faches den Studenten die Möglichkeit geboten werde, mit wissenschaftlichen Argumenten gegen die Lehren der Religion anzukämpfen und sich eine kritische Einstellung zu den religiösen Anschauungen zu eigen zu machen. (Vgl. KNA Nr. 78, 1. April 1960 /B, 408).

Am 21. Februar 1960 kündigte Ministerpräsident Chruschtschow in einer von Radio Moskau übertragenen Rede an, daß in Moskau eine neue Universität für Studenten aus Asien, Afrika und Lateinamerika eröffnet werden soll. Zunächst soll mit 500 Studenten begonnen werden, und in den nachfolgenden Jahren soll die Zahl der Studierenden auf 3000 bis 4000 erhöht werden. Die Studenten zahlen keine Studiengebühren und erhalten gleichzeitig Stipendien, freie ärztliche Betreuung und freie Wohnung. Die Fahrkosten nach Moskau und zurück werden den Studenten zurückerstattet. Die neue Universität soll den Namen „Universität der Völkerfreundschaft“ führen. Nach den Worten Chruschtschows soll die Institution „allen Studierenden offenstehen; denen, die von ihrer Regierung geschickt werden, und denen, die aus persönlichen Wünschen dort studieren wollen“: Ingenieure, Landwirtschaftsspezialisten, Lehrer, Ärzte, Wirtschaftler und andere Fachkräfte. Die Universität soll der Ausbildung hochqualifizierter Fachkräfte dienen, die nach Chruschtschows Worten von den asiatischen, afrikanischen und südamerikanischen Ländern benötigt würden. Nach Abschluß ihrer Studien in Moskau könnten diese jungen Leute ihr Wissen zum Wohl ihres Volkes und ihres Landes anwenden (vgl. KNA-Inf. Nr. 9, 5. März 1960, S. 6). Vor wenigen Monaten ist diese von Chruschtschow angekündigte „Universität der Völkerversöhnung“ termingemäß zunächst mit 500-600 Studierenden eröffnet worden.

140 000 Studenten aus afrikanischen und asiatischen Entwicklungsländern, Missionsgebieten der Kirche, studieren derzeit an ausländischen

Hochschulen und Universitäten, die Hälfte davon an Hochschulen der kommunistischen Staaten in Europa und Asien. (KNA/PD 61/IV/370 v. 28. 4. 1961).

Schon 1955 bemerkte das Handbuch für Studenten der Moskauer Universität:

„Wenn es im zaristischen Rußland insgesamt 96 Hochschulen gab, an denen 118 000 Studenten aus vornehmlich vermögenden Kreisen studierten, so gibt es jetzt in der UdSSR mehr als 700 Hochschulen, an welchen 1 732 000 Studenten — Kinder von Arbeitern — studieren.“ (Zitiert in: Karl Bringmann: Moskau — Mythos der Macht. Berichte und Bilder einer Moskaureise 1955, S. 19). Allein in der „Kathedrale“ der materialistischen Wissenschaft, in der mit allem Prunk erbauten Lomonossow-Universität, studierten 1955 mit dem Pflichtfach „Marxismus — Leninismus“ 22 000 Studenten, darunter viele Ausländer. Der gewaltige Komplex der Universität, das höchste Gebäude der Sowjetunion, ist auf 70 000 Studierende berechnet. In 12 Fakultäten werden hier die „Maschinisten der Wissenschaft“ die „Spezialisten“ der materialistischen Weltanschauung herangebildet. (Ebd. S. 16).

Besonders systematisch baut das bolschewistische Rußland seine Macht zur Eroberung der Welt auf durch die Ausbildung des technischen Nachwuchses. In der Bundesrepublik klagt man über den immer größer werdenden Mangel an Ingenieuren. In der UdSSR absolvierten im Jahre 1956 ca. 70 000 Ingenieure die technischen Hochschulen, in den USA 26 000; inzwischen dürften es in Rußland wohl jährlich etwa 100 000 sein. Sie bilden gleichzeitig das unerschöpfliche Reservoir für die unterentwickelten Länder und sollen einmal die Avantgardisten für die Weltrevolution sein. Man sagt, daß in Afrika auf einen Missionar 40 kommunistische Agenten kommen, und das in einem Augenblick, in dem jene Völker am Scheideweg stehen.

Man sollte meinen, die hier sich auftuenden Perspektiven für die Zukunft müßten die ganze Christenheit beunruhigen; aber dennoch hat man den Eindruck, daß die sogenannte christliche Welt weitgehend die gefährlichen Abgründe entweder nicht sieht, oder doch wenigstens nicht die Kraft aufbringt, der Gefahr wirksam zu begegnen. Hier muß ich an das denken, was Bischof Sheen einmal gesagt hat:

„Die Gottlosen haben Leidenschaft, aber keine Wahrheit; die Christen haben die Wahrheit, aber keine Leidenschaft.“

Mit Recht hat Kardinal Faulhaber schon zu seiner Zeit der Christenheit die Mahnung zugerufen:

„Wenn die Feinde der Kirche wachen, dürfen ihre Freunde nicht schlafen.

Wenn die Feinde der Kirche reden, dürfen ihre Freunde nicht schweigen.

Wenn die Feinde zum Kampfe rüsten, dürfen die Freunde das Schwert des Geistes nicht rosten lassen.“

(Faulhaber, Rufende Stimmen in der Wüste der Gegenwart, 271).

IV.

Es erhebt sich also die Frage: Was ist zu tun? Welche Verantwortung tragen angesichts der gegenwärtigen Weltsituation namentlich die Priester und auch die Ordensleute gegenüber der Mission?

Die erste zu ziehende Konsequenz dürfte wohl die sein, daß wir uns in unseren Tagen mehr denn je wieder besinnen müssen auf die wesentliche Aufgabe der Kirche, die gekennzeichnet ist durch den streng verpflichtenden Auftrag Christi: „Gehet hin in alle Welt“ (Mk 16, 15); „Lehret alle Völker und taufet sie“ (Mt 28, 19). „Gott will, daß alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen“ (1 Tim 2,4). Die von Christus gewollte Kirche ist also nicht eine bloße Bewahranstalt für ihre treuen Glieder und für diejenigen, die aus eigenem Antrieb zufällig zu ihr stoßen. Darum ist ein Priester einfach nicht berechtigt, nur seinen eigenen wohlgebauten Kirchturm zu sehen und sein Interesse ausschließlich auf die ihm anvertraute Gemeinde zu beschränken. Nein, er ist als sacerdos und Seelsorger mitverantwortlich für das Wachsen des Reiches Gottes im allgemeinen. Er muß hinausziehen in die weite Welt, wenn auch nicht körperlich, indem er seine eigene Herde verläßt, aber im Geiste muß er mit nach draußen an die Front gehen und von daheim für den ständigen Nachschub sorgen, damit die Missionare draußen die Schlachten Gottes erfolgreich schlagen können.

Im Introitus vom Fest des heiligen Don Bosco sagt die Kirche: „Gott gab ihm (dem Heiligen) Weisheit und Einsicht in Überfülle und eine Weite des Herzens gleich dem Gestade des Meeres.“ Diese „*latitudo cordis*“, in der alle Menschen und sozusagen die ganze Welt Platz haben, ist ein Wesensmerkmal des katholischen Priesters, der seine Kirche liebt und ihren universellen Auftrag begriffen hat. Er kann, er darf nicht kleinlich und engstirnig sein, sondern sein Herz schlägt für alle Menschen, die gleich ihm zum ewigen Leben berufen sind, und darum schließt er auch die Anliegen der Missionen ständig in sein Denken und Beten und Opfern ein.

Ein Priester, der diese Weite des Herzens nicht hätte, müßte sich im Grunde ja auch beschämen lassen von unseren gläubigen Laien. Ist es in Wahrheit nicht so, daß zahllose gläubige Christen nicht müde werden, für die Ausbreitung des Reiches Gottes zu beten und zu opfern? Ist es nicht Erfahrungstatsache, daß unsere Gläubigen, wenn sie zu einer Missionskollekte aufgerufen werden, ganz besonders hochherzig spenden? Ja, sind nicht auch die staunenswerten Ergebnisse der „Misereor“-Kollekte ein sinnfälliger Beweis dafür, daß die allumfassende, erbarmende Liebe im christlichen Volk niemals ausstirbt? Es ist wahr, was Prälat Mund als ein dictum von meinem Vorgänger im Bischofsamt, Bischof Johannes Josef van der Velden von Aachen berichtet. Bischof van der Velden, so erfahren wir, sagte ihm eines Tages, als man daranging, nach dem letzten Kriege die Missionszentrale in Aachen wieder aktiv werden zu lassen: „Du kannst ganz ruhig sein; die Leute geben Dir für die Missionen auch dann noch, wenn es gar keine Missionen mehr gibt.“

Sollten nun etwa die Priester sich von ihrem gläubigen Volk beschämen und an hochherziger, opferbereiter Liebe übertreffen lassen, sie, denen das Wort Christi gilt: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Jo 20, 21)? Kann der Priester teilnahmslos dastehen, wenn er das hilfeschende Wort hört, das der Heiland einst auf Sichars reifenden Ährenfeldern sprach und das gerade in unserer Zeit volle Gültigkeit hat: „Seht die Felder, wie sie reif sind zur Ernte“ (Jo 4, 35)?

Nein, das darf nicht sein; denn dann hätte der Priester seinen Beruf verfehlt; dann hätte er den Sinn seiner priesterlichen Sendung nicht begriffen; dann würde er übrigens auch seiner eigenen Gemeinde einen schlechten Dienst erweisen; denn es ist eine Erfahrungstatsache, daß das religiöse Leben dort wächst und gedeiht, wo die mitsorgende, die helfende Liebe für die Missionen der Kirche lebendig ist.

V.

Welche weitere Konsequenz wird der seiner Sendung bewußte Priester aus dem allgemeinen Missionsauftrag Christi und aus der besonderen Weltsituation der Gegenwart ziehen?

Er wird sich seine ernstesten Gedanken machen über das Mahnwort des Herrn: „Die Ernte ist groß; aber der Arbeiter sind wenige. Bittet also den Herrn der Ernte, damit er Arbeiter in seine Ernte sende“ (Mt 9, 38), d. h. mit anderen Worten: der Priester wird sich mühen um den missionarischen Nachwuchs, um Priester, um Ordens- und Laienkräfte für die Missionsfelder der Kirche.

Man klagt in unseren Tagen immer wieder über den Mangel an priesterlichem Nachwuchs. Man sagt, die Menschen unserer Zeit seien opfer-

scheu und materialistisch gesinnt. Es soll nicht geleugnet werden, daß weite Kreise der im Wohlstand lebenden Völker vom Zeitgeist des praktischen Materialismus angekränkt sind. Aber auf der anderen Seite ist es ebenso wahr, daß es auch heute noch allenthalben viele hochherzige Menschen gibt, namentlich junge Menschen, die begeisterungsfähig sind, deren Seelen sich vom Feuer der Gottes- und Nächstenliebe entzünden und zu großen Taten antreiben lassen. Nichts wäre falscher als zu meinen, es gäbe heutzutage keine geistlichen Berufe mehr. Nein, Gott senkt zu allen Zeiten den Samen der Gnade in jugendliche Seelen hinein. An uns liegt es, diesen Samen zu hegen und zu pflegen und die von Gott Auserwählten in besonderer Weise zu betreuen. Gott verlangt auch hier von uns die Mitwirkung mit der Gnade.

Vor ein paar Jahren hatte die Pfarrgemeinde Budel-Dorp, das südlichste Dorf der Diözese s'Hertogenbosch in Holland, das Glück und das Privileg, daß dort in der Pfarrkirche vier Söhne der Gemeinde zu Priestern geweiht wurden. Elf Priestersöhne aus der Pfarrei assistierten. Die Dorfgemeinschaft hatte diese Ehre wohl verdient. In 25 Jahren schenkte sie der heiligen Kirche 32 Priester. In seiner Ansprache sagte der Weihbischof: „Nächst der von christlichen Grundsätzen geleiteten Ehe ist dieses Verdienst vor allem zwei Personen zu verdanken: dem seeleneifrigen Herrn Pfarrer und dem Herrn Lehrer Winkelmolen, der 47 Jahre an der Dorfschule tätig war. Mit Zurückhaltung und Takt hat er das zarte Pflänzchen des Priesterberufes in den Herzen seiner Jungen zum Wachstum gebracht und in jeder Weise gefördert. In den 47 Jahren seiner Amtszeit sah er 40 seiner Jungen die Altarstufen besteigen. Welche Freude für den greisen Jugendbildner, daß diese vier Neupriester auch zu seinen Jungen zählen (Willenbrink, Gottes Wort im Kirchenjahr, III/1958, S. 326).

Das sind die kostbaren Früchte beharrlichen priesterlichen und erzieherischen Müehens um die zum Dienste Gottes berufenen jungen Menschen. Was hier von den Priesterberufen gesagt wird, gilt mutatis mutandis natürlich auch von den Berufungen der Ordensbrüder und Ordensschwester, ja, bis zu einem gewissen Grade auch von der Mobilisierung der Laienkräfte für die Missionen. Eigentlich müßte es jedem Seelsorger gelingen, durch ernste und beharrliche Erziehungsarbeit nach dem Beispiele Christi aus den vielen Schülern, die er um sich hat, wenigstens einige zu Aposteln zu formen, zu Pionieren des Reiches Gottes, denen man das Wort des heiligen Augustinus zurufen darf: „Liebet, was ihr glaubt! Verkündet, was ihr liebt!“ (Aug. s. 15, 1). Im übrigen hat es sich ja immer wieder erwiesen, daß edle junge Menschen unserer Tage, sowohl die Jungen wie die Mädchen, einen besonderen Zug in die Mission verspüren. Das ist ja auch ganz natürlich; denn der junge Mensch „trabt in die Weite“, wie es in einem Liede heißt. Er will aus der Enge seiner

Heimat heraus; es zieht ihn in die Fremde und in die Ferne. Selbstverständlich muß der Priester den jungen Menschen prüfen und feststellen, daß er es nicht mit einem Abenteurer zu tun hat. Aber an sich braucht der Drang des jungen Menschen in ferne Missionsländer kein negatives Zeichen zu sein; es kann auch von der bereits genannten „latitudo cordis“, von der Weite und Hochherzigkeit seines Herzens zeugen. Bei alledem kann ich nur empfehlen, die Grundsätze zur Scheidung der Geister anzuwenden, die in dem vorhin erwähnten Votum „De vocationibus missionalibus fovendis“ aufgestellt sind. Besonders wird dort folgender Passus aus den Missionsstatuten des Kapuzinerordens zitiert: „Qui ad missiones destinantur oportet ut sint firmi in fide, sani in corpore, et virtute probati; praefulgeant humilitate et oebediencia, spiritu orationis, studii et laboris; ardeant genuino Dei amore et proximi, ex quo oritur zelus animarum et spiritu sacrificii pro Dei gloria, inter infideles promovenda.

Ideo, qui difficiles sunt ad oebediendum, faciles vero ad conquiendum et ad vagandum apud saeculares, proclives ad curiositatem et levitatem, maxime vero ad otiositatem; uno verbo, qui propria commoda quaerunt; vera vocatione et idoneitate missionaria carent, et nullo modo ad missiones mittendi sunt.“

(Deutsche Übersetzung des Votums „De vocationibus missionalibus fovendis“:

„Diejenigen, die zur Arbeit in der Mission bestimmt werden, müssen stark im Glauben, körperlich gesund und in der Tugend erprobt sein; sie sollen sich auszeichnen in der Demut und im Gehorsam, sollen glühen vor angeborener Liebe zu Gott und dem Nächsten, woraus der Eifer für die Seelen erwächst, und sie sollen sich verzehren in der Opferbereitschaft für die Verherrlichung Gottes, die es unter den Heiden auszubreiten gilt. Die sich aber schwer tun im Gehorchen, gerne Weltleute aufsuchen und mit ihnen Umgang pflegen, die eine Neigung haben zur Neugierde und zu leichtfertigen Leben, vor allem aber zum Müßiggang, mit einem Wort: die ihren eigenen Vorteil suchen, solche entbehren der wahren Berufung und der Eignung zum missionarischen Dienst und dürfen auf keinen Fall in die Missionen entsandt werden.)

Bei seinen Bemühungen um missionarische Berufe darf der Priester aber vor allem die Mahnung Christi nicht überhören: „Rogate Dominum messis, ut mittat operarios in messem suam“ (Mt 9, 38). Es ist sehr bezeichnend, daß der Heiland gerade in diesem Zusammenhang ausdrücklich auf die entscheidende Bedeutung des Gebetes hinweist. „Rogate Dominum messis.“

Vor ein paar Jahren (1958) fiel mir ein auf einer Pastoralkonferenz gehaltenen Vortrag in die Hand, in dem von folgendem erschütternden Eingeständnis eines Pfarrers berichtet wurde: „Nach einem Vortrag über

Priesterberufe sagte ein alter Pfarrer am Niederrhein: „Herr Konfrater, ich muß gestehen, daß ich in meinem ganzen Leben noch nie ein Gebet um Priesterberufe gebetet habe, und daß ich auch niemals darum beten ließ. Leider muß ich auch gestehen, daß ich nie einem jungen Menschen zum Priesterberuf verholfen habe, und daß ich auch keine Primiz in meiner Pfarrei erlebt habe.“ Dann folgte ein tief empfundenes, spätes „aber“. Aber er wolle doch noch beginnen, obwohl er am Ende seines Lebens stehe.“

In demselben Vortrag wurde ein gegenteiliges Beispiel angeführt. Es wurde hingewiesen auf den früheren Stadtdechanten von Münster, Ehrendomkapitular Prälat Friedrich Beelert. Ich habe diesen tüchtigen und originellen Priester noch gut gekannt. Von Prälat Beelert ist bekannt geworden, „daß er gleich vom ersten Tag seiner Seelsorgstätigkeit an begonnen hat, täglich um Priesterberufe zu beten und daß er in der Herz-Jesu-Verehrung die große Chance für dieses Anliegen sah. Er hatte die große Freude, schon zu Lebzeiten über hundert Priesterberufe in seiner Heimatstadt heranreifen und an den Primizaltar heranschreiten zu sehen.“ Auf der genannten Priesterkonferenz rief der Vortragende den Priestern die beschwörenden Worte zu, die ich nur unterstreichen kann: „Von Pfarrei zu Pfarrei, von einer Diözese zur anderen, von Land zu Land, ja von einem Kontinent zum anderen müßte man es allen Christgläubigen, den Priestern voran, mit lauter Stimme zurufen, so daß es in die Ohren und bis auf den tiefsten Grund der Seele dringt: Allen bergehohen Schwierigkeiten zum Trotz will sich das Wort des Herrn von neuem erfüllen: „Propterea dico vobis, omnia quaecumque orantes petitis, credite, quia accipietis, et evenient vobis“ (Mk 11, 24). „Darum sage ich euch, alles, um was ihr betend euch bemüht, glaubt nur, daß ihr es erhaltet, und es wird euch zuteil!“ (Vortrag von Pfr. Al. Wälken, Lippramsdorf, vom 13. Januar 1958.)

VI.

Ich kann meine Ausführungen nicht schließen, ohne noch in einem letzten Abschnitt wenigstens einige Antwort zu geben auf die auch von Priestern oft gestellte Frage: Welche Aussichten hat die Mission in unserer Zeit und in den vor uns liegenden nächsten Jahrzehnten? Nimmt nicht die Gottentfremdung in der Welt ständig zu? Geraten die Völker der Erde nicht immer mehr in den Sog des Kommunismus und Materialismus? Sind unsere christlichen Missionare in unserer turbulenten und revolutionären Welt nicht unausweichlich der Gefahr ausgesetzt, von den nihilistischen Kräften überrollt zu werden? Was vermögen diese wenigen Heilsboten des Reiches Gottes schon inmitten einer religiös absolut indifferenten, ja inmitten einer gottfeindlichen Welt?

Auf solche pessimistischen und defaitistischen Fragen müssen wir zunächst einmal antworten, daß noch immer das Wort Christi Gültigkeit hat: „Confidite, Ego vici mundum“ (Jo 16, 23). Noch immer dürfen wir seiner Verheißung vertrauen: „Ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendung der Welt“ (Mt 28, 20). Der endgültige Sieg wird auf seiten Gottes sein. Was wäre aus dem Christentum geworden, wenn einst die Apostel diesen Glauben an den Sieg Christi nicht gehabt, sondern sich dem Defaitismus überlassen hätten? Auf scheinbar verlorenem Posten, auf dem Areopag in Athen steht der heilige Paulus inmitten der gebildeten und hochkultivierten Griechen. Als er auf die Kernfrage des christlichen Glaubens, gar auf die Auferstehung Christi zu sprechen kommt, sagen sie: „Paulus, darüber wollen wir ein andermal sprechen“ (Apg 17, 32) und lassen ihn stehen.

Auf scheinbar verlorenem Posten arbeitet der heilige Petrus in Rom, der Weltstadt, die damals etwa eine Million Einwohner zählte, er, der einfache Fischer vom See Genesareth. Und dennoch: alle Apostel trugen in ihrer Seele jenen unwiderstehlichen Glauben, von dem der heilige Johannes sagt: „Haec est victoria, quae vincit mundum, fides nostra“ (1 Jo 5, 4).

Übrigens will mir persönlich scheinen, daß in unserer Zeit die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Missionierung der Völker in mancher Beziehung viel günstiger sind als in den Tagen der Apostel. Wir leben in einer Zeit, in denen es den Völkern förmlich ad oculus demonstriert wird, wohin eine Welt ohne den Glauben an Gott führen muß. Sie sehen die Ergebnisse einer von Gott losgelösten sogenannten Weltanschauung vor sich. Würde, Recht und Freiheit der Menschen werden mit Füßen getreten. Sie stöhnen auf unter dem Joch einer furchtbaren Tyrannei. Sie fühlen sich betrogen um alles, was das Leben lebenswert macht. Sie ahnen etwas von der Wahrheit dessen, was der heilige Augustinus einmal also ausgedrückt hat: „Jussisti enim Deus, ut sibi ipso sit sua poena omnis inordinatus animus“ — „Du, o Gott, hast es bestimmt, daß jeder ungeordnete Geist sich selbst zur Strafe wird.“

Nachdem der von Gott losgelöste Geist sich also festgelaufen hat, ist nunmehr die Ernüchterung über manche Völker gekommen. Denken wir etwa an Süd-Korea oder Süd-Vietnam und die Bereitschaft jener Völker, sich der Wahrheit des Evangeliums zu erschließen. Aus der Tiefe der Gottesferne und aus der Erkenntnis der Hinfälligkeit aller bloß diesseitigen Kultur schauen die Menschen sehnsüchtig aus nach neuen Idealen und unvergänglichen Werten. Wer weiß, welche Möglichkeiten für die Missionen sich in unserem Zeitalter noch einmal auftun an dem Tage X, an dem etwa der Kommunismus in Rußland oder China in den Zustand der Agonie versinkt, in unserem Zeitalter, in dem die Technik die ganze Welt umspannt und die Entfernungen der Länder sowie die Unterschiede

der Völker als bedeutungslos erscheinen läßt. Eine Reise von Hamburg über den Nordpol nach Tokio dauert nur noch 17 Stunden. Darum möchte ich sagen: Wenn jemals, dann haben wir gerade in unserer Zeit allen Grund, mit heiligem Optimismus das große Werk der Weltmission anzugreifen.

P. Jos. Albert Otto S.J. hat in einer kleinen Schrift „Warum Mission?“ auf die großen Chancen hingewiesen, die sich für die Mission ergeben

1. aus der weitgehenden Loslösung der Kirche aus ihrer Bindung an Europa, und
2. aus einer globalen Nachbarlichkeit aller Völker.

Er sagt: Durch die moderne Weltsituation einer globalen Nachbarlichkeit aller Völker „steht die Kirche heute selber in ihrer neugewonnenen Weltfähigkeit als ganze immer mehr in der unmittelbaren Nähe und Reichweite, im unmittelbaren Blickfeld der Missionsvölker. Diese geistige Unmittelbarkeit und Allgegenwärtigkeit der Kirche nötigt heute schon die Missionsvölker mehr und mehr zu einer Begegnung mit der Kirche als ganzer und nicht nur mit einzelnen Missionaren als ihren Vertretern. Die Christen in den Missionsländern, auch wo sie noch eine winzige Minderheit sind, werden von der nichtchristlichen Öffentlichkeit als Glieder der einen großen Weltkirche gewertet, mehr als eigentlich dem Gewicht ihrer kleinen Zahl zukommt. Heute beginnt Wirklichkeit zu werden, was das Vatikanische Konzil vor bald 90 Jahren von der Missionskraft der Kirche gesagt hat: sie sei das ‚signum elevatum, das Zeichen, das aufgerichtet ist unter den Völkern, um jene zu gewinnen, die noch nicht glauben.‘ . . . ‚Der Papst ist der Vater der ganzen Welt‘, erklärte Shri H. Siddavirappa, der hinduistische Innenminister des indischen Staates Maisur, in einer Feierstunde am Tage der Papstkrönung. . . Ihre größte missionarische Möglichkeit, die Christus der Kirche gab, fängt heute überhaupt erst an, sich auszuwirken, da es ihr heute durch die globale Nachbarlichkeit aller Völker erst möglich gemacht ist, als Zeichen unter den Völkern sichtbar zu werden.

Das Chaos, das wir heute durchleben, ist kein Chaos zum Untergang. Es sind Geburtswehen einer neuen Weltzeit. Beim Zusammenbruch des alten, schon fast ganz christlichen Römerreiches zur Zeit der Völkerwanderung vor 1500 Jahren war es ähnlich, nur in kleinerem Maßstab. Was damals ein Augustinus bei Überflutung der blühenden Kirche Nordafrikas durch die Vandalen schrieb, das könnte heute ein Bischof von Berlin oder Warschau oder Prag genauso schreiben. Die Barbarei der Gegenwart braucht uns nicht bange zu machen. Das war zur Zeit der Völkerwanderung nicht anders. Und doch folgte dem Chaos der Völkerwanderung die Hochblüte von Kirche und Kultur im Mittelalter.

Fulton Sheen, Weihbischof von New York, hat für das chaotische Geschehen unserer Tage eine gute Formel geprägt: „In jeder Geschichtsperiode zwischen dem Niedergang einer Zivilisation und dem Aufstieg einer neuen Zivilisation liegt ein Interregnum der Barbarei.“ Das Chaos von heute ist kein Untergang, sondern ein Übergang, ein Interregnum. Die Ordnungen des alten Abendlandes zerfallen. Aber dieser Untergang des Abendlandes ist nur scheinbar, kein echter Untergang, sondern Übergang zu einer neuen Ordnung, ähnlich wie einst der Untergang des christlichen Römerreiches nur Interregnum der Barbarei der Völkerwanderung war, also Übergang zu der neuen, nun aber größeren Ordnung des mittelalterlichen Abendlandes. So ähnlich wird das christliche Abendland von gestern durch das Chaos der Gegenwart nicht untergehen, sondern übergehen in die neue, nun aber noch weit größere Ordnung der Zukunft. Diese heißt nicht mehr christliches Römerreich, nicht mehr christliches Abendland, sondern christliche Welt. Und ihr Ordnungsprinzip, ihr Lebensprinzip heißt nicht mehr römische Kirche, nicht mehr abendländische Kirche, sondern Weltkirche, katholische Völkerkirche.“ (Otto S.J., Warum Mission?, Kevelaer 1957, S. 27—29.)

Die Erfolge der Mission sind allerdings an eine unerläßliche Bedingung geknüpft, nämlich an die Voraussetzung, daß in den Herzen der Christen, ganz besonders in den Herzen der Priester und Ordensleute, ein heiliges, ein verzehrendes Feuer der Gottes- und Nächstenliebe lodert. Der heilige Pfarrer von Ars hat einmal den Ausspruch getan: „Die Welt gehört dem, der sie am meisten liebt und der diese Liebe unter Beweis stellt.“

Die Geschichte der Kirche ist reich an Beispielen, die uns zeigen, was sogar einzelne Menschen für das Schicksal ganzer Völker bedeuten, wenn eine große Liebe sie zur Tat treibt. Ich denke an einen heiligen Paulus; ein einziger Mann, dazu nicht ohne körperliche Gebrechen; aber ein heiliges Feuer lodert in seiner Seele. „Caritas Christi urget nos“ (2 Kor 5, 14), sagt er, und er eilt über Meere und Länder und erobert eine Welt für Christus.

Ich denke an einen heiligen Franz Xaver, der die Losung ausgibt: „Da mihi animas“ — „Herr, gib mir Seelen“, und die Heidenwelt in Indien, China und Japan öffnet ihm die Tore.

Ich denke an einen Arnold Janssen, den Gründer der „Gesellschaft des Göttlichen Wortes“. Als er vor 85 Jahren nach Steyl in Holland kam, kaufte er zunächst ein bescheidenes Gasthaus, voll Mut und Optimismus; aber er brachte die wenigen dafür erforderlichen Gelder nicht auf und mußte den Kauf rückgängig machen. Doch von seinem Plan ließ er nicht ab — und jetzt hat die Gesellschaft vom Göttlichen Wort ihre Netze über die ganze Welt ausgebreitet. In Holland, Deutschland, Österreich, Spanien,

in den USA: Überall stehen ihre großen Missionshäuser, und in allen Kontinenten arbeiten Patres, Brüder und Schwestern auf den Missionsfeldern. Das sind die Auswirkungen und Erfolge der Arbeit eines schlichten und bescheidenen Priesters, aber eines Priesters, dessen Seele ganz im Banne der Liebe zu Christus und den unsterblichen Seelen stand.

So können wir auch heute auf die Frage, wie die Missionsaussichten in der Gegenwart und für die Zukunft sind, nur antworten: „Die Welt gehört dem, der sie am meisten liebt und der seine Liebe unter Beweis stellt.“

In diesem Jahr feiern wir das 1900jährige Jubiläum der Ankunft des heiligen Paulus in Rom, das Jubiläum des Mannes, der einst in seinem Brief an die Römer die unvergeßlichen Worte geschrieben hat (in Anlehnung an den Psalmisten — Ps 52, 6 —): „Quam speciosi pedes evangelizantium pacem, evangelizantium bona“ — „wie anmutig sind die Füße derer, die den Frieden verkünden, die die frohe Botschaft bringen“ (Röm 10, 15). Vor wenigen Wochen, an einem Sonntag im April pilgerten mehr als 1000 Römer unter der Führung des Provikars von Rom, Kardinal Traglia, über die Via Appia zu den Stätten, an denen vor 1900 Jahren Abordnungen römischer Christen den Völkerapostel begrüßt hatten. An verschiedenen Stellen wurden Gedenksteine enthüllt (KNA / PD — 61/IV/199). Es sei mir gestattet, aus Anlaß dieses Jubiläums meine Ausführungen zu schließen mit einem Eulogion auf den großen Völkerapostel, den wir als den Missionar schlechthin bezeichnen können, und zwar möchte ich das tun durch Verlesung des Lobeshymnus, den einst im christlichen Altertum der große heilige Kirchenvater und Prediger Chrysostomus auf den heiligen Paulus gesungen hat in der 33. Homilie seines Kommentars zu dem Römerbrief. Chrysostomus spricht hier den Wunsch aus, daß wir doch einmal gewürdigt werden mögen, den heiligen Paulus, „diesen Kämpen Christi“, wie er sagt, „... am Throne Gottes zu schauen“. „Dort werden wir“, so heißt es wörtlich, „Paulus erschauen an der Seite von Petrus als Haupt und Chorführer des Reigens der Heiligen und werden seine hochherzige Liebe erfahren. Denn wenn er schon hienieden die Menschen so sehr geliebt hat, daß er, als ihm die Wahl gelassen war, aufgelöst zu werden und bei Christus zu sein, es vorzog, hier auf Erden zu bleiben, so wird er im Jenseits eine noch viel heißere Liebe an den Tag legen.

Darum liebe ich auch die Stadt Rom so sehr. Obzwar ich andere Gründe hätte, sie zu preisen — ihre Größe, ihr Alter, ihre Schönheiten, ihre große Einwohnerzahl, ihre Herrschaft über Völker, ihren Reichtum, ihre Kriegstaten — so will ich doch absehen von alledem und preise sie deswegen selig, daß Paulus zu seinen Lebzeiten den Römern geschrieben, weil er sie so sehr geliebt, persönlich mit ihnen verkehrt und dort sein Leben beschlossen hat. Dadurch ist diese Stadt berühmter als durch alles

andere. Wie ein großer, starker Leib hat sie zwei leuchtende Augen, die Leiber dieser zwei Heiligen. Der Himmel leuchtet nicht so, wenn die Sonne erstrahlt, als wie diese Stadt mit diesen zwei Leuchten, die überallhin ihre Strahlen aussenden. Von hier wird Paulus, von hier wird Petrus in den Himmel entrückt werden. Stellt euch vor und staunt, was für ein Schauspiel Rom erblicken wird, den Paulus urplötzlich auferstanden aus jenem Grabe neben Petrus und Christus entgegengeführt! Welchen Rosenflor überreicht Rom Christus, welche herrlichen Doppelkranzgewinde hat diese Stadt um ihre Stirn gewunden, mit welchen prächtigen Goldketten ist sie umschlungen, welche reiche Segensquellen besitzt sie! Dessentwegen bewundere ich diese Stadt, nicht wegen ihres strotzenden Goldes, nicht wegen ihrer Säulenhallen und ihres sonstigen Prunkes, sondern wegen dieser (zwei) Säulen der Kirche.

Daß es mir doch vergönnt wäre, den Leib des Paulus zu umfassen, einen Kuß auf sein Grabmal zu drücken, den Staub jenes Leibes zu schauen, der das an sich ergänzt hat, was Christi Leben abging, der dessen Wundmale an sich trug und den Samen des Evangeliums allenthalben ausstreute! Den Staub jenes Leibes, mit dem Paulus überall hinfuhr, den Staub jenes Mundes, durch den Christus sprach. . . . Aber nicht allein den Staub jenes Mundes, sondern auch den jenes Herzens möchte ich sehen, das man mit vollem Recht das Herz des Erdkreises nennen könnte, eine Quelle ungemessenen Segens, den Beginn und den Inhalt unseres (wahren) Lebens. Denn von dort aus ergoß sich der Geist des Lebens über alle und teilte sich den Gliedern Christi mit, nicht vermittelt der Adern sondern vermittelt guter Willensentschlüsse. So weit war dieses Herz, daß es ganze Städte und Völker und Nationen umfaßte. „Mein Herz“, sagt er selbst, „hat sich geweitet“ (2 Kor 6, 11). . . . Dieses Herz, erhabener als der Himmel, weiter als die Erde, leuchtender als der Sonnenstrahl, brennender als Feuer, fester als der Diamant, dieses Herz, das Ströme von sich ausgehen ließ; denn „Ströme lebendigen Wassers“, heißt es, „werden sich aus seinem Innern ergießen“ (Jo 7, 38). Hier (in diesem Herzen) war ein Springquell, der nicht das Angesicht der Erde berieselte, sondern die Seelen der Menschen. . . . Jenes Herz (möchte ich sehen), das ein neues Leben lebte, nicht so eins wie wir. „Denn“, heißt es, „nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2, 20). . . . Ich möchte sehen den Staub jener Hände . . . , die . . . geschrieben haben: „Seht, mit was für Buchstaben ich euch in meine Hand geschrieben habe“ (Gal 6, 11). . . . Ich möchte sehen den Staub jener Augen, die zu ihrem Glück geblendet wurden, die dann auf das Heil der Welt schauten und gewürdigt wurden, Christus leibhaftig zu sehen, die irdische Dinge sahen und doch nicht sahen, die Unsichtbares schauten, die keinen Schlaf konnten, die um Mitternacht wach waren, die nicht der Augenlust unterlagen. Ich möchte auch sehen den Staub jener Füße, die den Erdkreis durch-

liefen und nicht müde wurden, die im Pflock eingespannt lagen, als der Kerker erbebe, die bewohnte und unbewohnte Gegenden durcheilten, die so oft unterwegs waren. . . . Ich möchte ihn sehen, diesen Löwen dem Geiste nach; denn wie ein Löwe, der Feuer schnaubt gegen die Rudel von Füchsen, so stürzte er sich auf die Schar der Dämonen und Weltweisen, und wie ein Blitzschlag fiel er in die Truppen des Teufels. . . . Auch Paulus war ein Mensch von derselben Natur wie wir und hatte mit uns alles andere gemeinsam. Weil er aber eine große Liebe zu Christus bewies, darum stieg er über die Himmel empor und nahm seinen Stand ein unter den Engeln. Wir werden diesem Heiligen nachkommen, wenn wir uns ein wenig aufraffen und jenes Feuer (der Liebe) in uns anfachen wollen. Wäre dies nicht möglich, so hätte er uns nicht zugerufen: „Seid meine Nachahmer, wie ich Christi“ (1 Kor 4, 16). (Nach der Übersetzung der „Bibliothek der Kirchenväter“, Verlag Kösel-Pustet, München-Kempten 1923, S. 295—301).

Wir können nur wünschen, daß dieses Wort des Völkerapostels sich auch in unserer Zeit erfüllt, daß er, der Apostel und damit auch Christus zahlreiche Nachahmer findet, Nachahmer in der Liebe. Dann brauchen wir um die Zukunft der Mission nicht zu fürchten; denn wahr bleibt, was Papst Gregor der Große einmal gesagt hat: „Liebe zu Gott kann nicht müßig stehen. Wo immer sie ist, wirkt sie große Dinge. Wirkt sie nichts, so ist sie keine Liebe.“